

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 64.

Berlin, Dienstag den 28. Mai

1844.

Italien.

Finanzielle und andere Zustände des Kirchenstaats.

Wir entnehmen die nachstehenden Auszüge einem kürzlich erschienenen Werke des französischen Deputirten (Fulchiron¹⁾), welche mehr als Einen wichtigen Blick in die Ursachen und den Charakter der gegenwärtig im Kirchenstaate herrschenden Gährung eröffnen.

Eine sehr bemerkenswerthe Thatsache ist die geringe Zunahme der Bevölkerung seit vierzig Jahren sowohl in den päpstlichen Staaten überhaupt als in Rom selbst. Nach der letzten offiziellen Zählung betrug die Einwohnerzahl des ganzen Landes 2,722,000 Seelen, die jährliche Zunahme mithin 7500, während sie 28—30,000 betragen müßte, wenn sie in demselben Verhältnis stattfände als in Toskana. Die Einwohner der Hauptstadt werden jedes Jahr einen Monat vor Ostern von den Pfarrern gezählt, welche von Haus zu Haus gehen und die Eigenthümer, Miether und Diensthöten aufschreiben; und die höchste Zahl, welche sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ergeben hat, die von 1841, übersteigt jene von 1800 nur um 3000 Seelen.

Die Juden, deren etwa 10,000 im Lande wohnen, von denen die Hälfte auf die Hauptstadt kommt, werden in den Zählungen niemals mit einbegriffen. Sie werden, wie es heißt, nur vorläufig geduldet, und jedes Jahr erbitten sich ihre Ältesten und Rabbiner von dem Senator Roms aufs neue die Erlaubniß, in dem erbärmlichen Ghetto wohnen zu dürfen, dessen Gitter jeden Abend über ihnen geschlossen werden; aber dies ist nur eine kränkende Form mehr, denn in der That denkt man so wenig daran, ihnen ihren Aufenthalt freitig zu machen, daß sich, weil sie kein Grundeigenthum besitzen dürfen, ein Herkommen gebildet und Gesezeskraft erlangt hat, nach welchem die Christen, denen die von ihnen bewohnten Häuser gehören, sie weder aus denselben vertreiben noch die Miete erhöhen dürfen. Dieses Recht, welches *gazzaya* heißt, wird so wenig angefochten, daß es oft einen Theil einer Mitgift bildet und an Glaubensgenossen verkauft wird.

Der Werth des Bodens ist verschieden nach den beiden Abhängen des Apennins. Ein Stück Landes, das im Norden der Kette 3 römische Thaler gilt, ist im Süden derselben nur 3 werth. Das kommt daher, weil der Ackerbau in der Romagna und im Bolognesischen Fortschritte gemacht hat, während das Land in den übrigen Theilen der päpstlichen Staaten weder besser angebaut noch einträglicher ist als vor dreihundert Jahren. Pius VII. hat zwar die meisten drückenden Geseze abgeschafft, durch welche seine Vorgänger den Ackerbau bevormunden wollten, und welche z. B. bestimmten, wie viel Kubbi Landes jedes Jahr mit Kornfrucht besät werden sollten; und die Aufhebung dieser Beschränkungen ist ohne Zweifel eine Verbesserung, aber sie hebt das Hauptübel nicht, nämlich die ungeheure Ausdehnung der dem Adel und der Kirche gehörenden Güter.

Um Gewerbe und Handel ist es nicht besser bestellt. Die jährliche Ausfuhr beläuft sich auf 25 Millionen Franken und besteht größtentheils aus Erzeugnissen des Ackerbaus. Dazu kommen Rosenkränze, Agnus dei und andere Gegenstände religiöser Verehrung, welche jährlich mehr als eine Million einbringen sollen, und Kunstfachen oder Kuriositäten, die von den Reisenden gesucht werden. Die Einfuhr, meistentheils aus Manufaktur-Artikeln bestehend, beläuft sich auf 37 Millionen. Neben den großen Fortschritten der Kupferstecherkunst ist die Buchdruckerei in Rom ganz zurückgeblieben; freilich wird auch außer Reisehandbüchern und antiquarischen Dissertationen fast nichts gedruckt. Ehemals waren Sinigaglia und Ancona bedeutende Plätze, das eine durch seine Messe, das andere als Hafen; aber die Griechen, welche ihren Handel vorzüglich erhielten, haben sich zurückgezogen, weil die päpstlichen Behörden ihnen weder öffentlichen noch Privat-Gottesdienst in den römischen Staaten erlaubten. Dadurch hat Triest, wo von Staats wegen ein griechischer Bischof eingesetzt worden ist, bedeutend gewonnen.

Einen ganz eigenthümlichen Artikel der päpstlichen Einkünfte bilden die Gebühren für die geistlichen Gnaden und Begünstigungen, über welche Fulchiron folgendes mittheilt: „Wenn man durch die Vermittelung der Dateria (päpstlichen Kanzlei) eine Gnade, eine Konzession, einen Dispens haben will, so wendet man sich an einen Expedienten, das ist eine Art von Procurator, der bei diesem Departement angestellt ist und die Bittschrift ausfertigt. Für

jede dieser Begünstigungen giebt es eine bestimmte Taxe, die so weit als möglich für alle vorkommende Fälle berechnet ist. Der Expedient muß in seiner Bittschrift den durch die Taxe bestimmten Preis angeben und dahinter eine Ermäßigung nachsuchen. Die Dateria hat ein eigenes Bureau, das sich ausschließlich mit diesen Preis-Ermäßigungen, welche componende genannt werden, beschäftigt. Sobald die componende in Ordnung gebracht und bezahlt ist, wird die Sache, nach ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, durch eine Bulle oder ein Breve erledigt. Die Dateria verlangt fast niemals den festgesetzten Taxpreis. Die stärksten Ermäßigungen geschehen gewöhnlich bei Peitats-Dispensen, für welche man nur die Hälfte oder auch noch weniger nimmt; zuweilen begnügt man sich sogar mit dem Zehntel. Die Herabsetzung des Tarifes hängt von den Umständen, von der Stellung der Personen und auch der Länder ab; denn es giebt privilegierte Gegenden, die für gewisse Verwandtschaftsgrade nichts bezahlen. Es ist vorgekommen, daß die Expedienten, welche eine besondere Vergütung erhalten, falsche oder formwidrige Urkunden geschickt und übermäßige Summen verlangt haben. Die Staaten und die Bischöflicher, welche diese Unordnungen vermeiden wollen, bestellen Agenten zu Rom, um diese habfüchtigen Procuratoren zu überwachen, und dann werden die Konzessionen nur auf ihr Visa angenommen. Der Beaufschlagende und der Beaufschlagte sind zu einer gleichen Vergütung berechtigt, welche der römische Staat auch durch einen Tarif geregelt hat.“ (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Anfänge der National-Ökonomie.

(Schluß.)

Law's Finanz-System.

Um den Abgrund des Defizits auszufüllen, ohne die Steuerpflichtigen zu erdrücken, die Privilegirten zu beeinträchtigen, die Finanzmänner zu reizen, war nichts Geringeres als ein Zauberer nöthig. Ein Mann, eben so blendend durch das Einnehmende seiner Manieren als durch die Ueberlegenheit seines Geistes, fand sich, der gerade für diese Rolle gemacht schien. Es war der Schotte John Law. Derselbe war der Sohn eines reichen Goldschmieds in Edinburg und im zwanzigsten Jahre Herr eines Vermögens, das seine Unabhängigkeit sicherte. Er vereinigte in sich jene Eigenschaften, aus denen damals der Typus des vollkommenen Edelmannes bestand, d. h. geistige Bildung, einen feurigen Redestrom, eine imponirende Haltung, einnehmende Figur und eine seltene Gewandtheit in körperlichen Uebungen. Er theilte seinen eleganten Müßiggang zwischen dem Spiel, den Liebesintriguen und dem Besuch der politischen Zirkel. Die Folgen einer Ehrensache zwingen ihn, auszuwandern. Er besucht in wenigen Jahren Amsterdam, Paris, Venedig, Genua, Florenz, Neapel und Rom, schon ruiniert und auf die zufälligen Hülfquellen seines Gewerbes reduziert, findet aber immer Mittel, ein elegantes Leben zu führen, trägt, wie früher, die Grazie eines lockeren Cavaliers, die großmüthige Kaltblütigkeit des schönen Spielers, den Scharfsinn des politischen Roué zur Schau und zeichnete sich besonders aus durch eine angeborene Gabe, finanzielle Probleme zu lösen. Durch die Combination der Chancen des Würfelspiels wird das Spiel für ihn ein vortheilhaftes Gewerbe: gewöhnlich erscheint er mit 100,000 Livres am Pharotisch, und, um schneller zu zählen, läßt er Marken von 18 Louisdor zu seinem Gebrauch anfertigen. Doch die Speculationen des grünen Tisches sind weit entfernt, ihm zu genügen: er öffnet seinem Geiste ein seiner würdigeres Feld. Das Spiel mit den öffentlichen Effekten, ein dunkles Gewerbe, dessen Geheimnisse damals nur einer sehr kleinen Zahl von Lenten bekannt sind, bringt ihm in kurzer Zeit bedeutende Summen ein, so daß er nach einem Aufwand, der ihn mit den größten Herren auf gleichen Fuß setzt, bei seiner Ankunft in Frankreich 1,600,000 Livres oder 2,837,000 Francs realisiren kann.

Die Art der Existenz, die sich Law geschaffen, hatte seine Aufmerksamkeit auf das Wesen und die Rolle des Geldes, auf die geheimnißvolle Macht des Credits gelenkt. Ohne gerade das zu seyn, was wir heute einen Ökonomen nennen, hatte er doch über die ökonomischen Phänomene ein Bewußtseyn erworben, das den meisten Staatsmännern damals fehlte. In einer Zeit der Krisis und fast allgemeiner Geldnoth glaubte sich der glückliche Agioteur, von seinen Theorien am ersten geblendet, zur Rolle des Reformators berufen. Er bot seine Ideen zuerst seinem Vaterlande zur Benützung an. Die schottische Bank, die 1695 auf falschen Prinzipien gegründet worden, versuchte sich zu

¹⁾ Voyage dans l'Italie méridionale par J. C. Fulchiron, député du département du Rhône. Seconde édition, revue et corrigée. 4 Vde. 1171 Bog. 8. Paris 1844. 24 Br.

regenerieren. Da beeilte sich Law, seine finanziellen Entdeckungen in einem starken Memoire, betitelt: Betrachtungen über das Geld und den Handel, zu formulieren, welches er selbst dem schottischen Parlament überreichte; doch gelang es ihm nicht, damit Eingang zu finden. Die Ideen, die er in dieser Zeit entwickelt, sind: das Geld ist das Prinzip der Arbeit und des Reichthums; die edeln Metalle vertreten nur mißbräuchlich die Stelle von Circulationsmitteln. Es hängt vom Fürsten ab, sie durch Papiergeld zu ersetzen, und diese Substitution wird ohne Gefahr seyn, wenn nur die Quantität des ausgegebenen Papiers nicht die Bedürfnisse der kommerziellen Lage übersteigt. Diese Maßregel wird nicht nur der Regierung, die sich das Monopol derselben vorbehält, ungeheure Vortheile bringen, sondern sie wird auch alle produktive Kräfte des Landes in gegenseitigen Verkehr bringen, weil es möglich seyn wird, Allen, die irgend eine Garantie anzubieten haben, ein Nutzungskapital vorzuschließen. — Diese Lehre ist, wie man sieht, eine irrige und gefährliche Uebertreibung der Prinzipien, auf welchen die Wissenschaft des Credits beruht, eine Uebertreibung, die übrigens bei demjenigen zu entschuldigen ist, der von einer neuen und fruchtbaren Idee, die er zuerst entdeckt hat, noch ganz entzückt ist. Was die Ausführungsmittel betrifft, so wußte Law sein System den politischen Umständen anzuschmiegen. In Schottland z. B. schlug er die Gründung einer Territorial-Bank vor, die den Eigenthümern Papier geben sollte, welches bis zum Ablauf eines gewissen Theils des Werths ihrer Grundstücke obligatorischen Cours haben sollte. Von seinen Landesleuten zurückgewiesen, machte er vergebens Anerbietungen der englischen Regierung, dem deutschen Kaiser, dem Herzog von Savoyen, den Ministern Ludwig's XIV. Er fand endlich Eingang bei dem Regenten, und dieser Fürst, der dem Gerücht nach sich zuweilen mit einem Chemiker eingeschlossen haben soll, um den Stein der Weisen zu suchen, konnte einen Augenblick lang glauben, daß er ihn in den Ideen des schottischen Finanziers gefunden habe.

Was setzte man auch bei einem Versuch aufs Spiel? Der große König hinterließ seinem Nachfolger ein vollständig ruiniertes Königreich. Das Kapital der öffentlichen Schuld, in konsolidirte Renten und in schwebende Schulden getheilt, betrug 2,336,000,000 Livres oder mehr als 4 Milliarden unserer Francs. Obwohl die Steuern auf den Etats mit einer Summe von 166 Millionen figurirten, so überstiegen doch die Netto-Einkünfte gewöhnlich nicht 68 Millionen; für das laufende Jahr war diese schwache Hülfquelle im voraus absorbiert: kaum konnte man für die letzten Monate des Jahres noch auf das Eingehen von 4—5 Millionen hoffen. Die Einkünfte der folgenden Jahre waren eben so vermindert. Die Durchschnitts-Summe der öffentlichen Ausgaben betrug damals 200 Millionen jährlich; außerdem mußte man auf die fällig werdenden königlichen Schuldscheine vorbereitet seyn, die man auf 700 Millionen anschlug. An Anleihen war nicht zu denken. Ludwig XIV. hatte kurz vor seinem Tode bei den Pächtern und Geldverpressern den Pöbel spielen müssen, um eine Summe von acht Millionen zu erlangen, wofür er 32 Millionen Schuldscheine, d. h. also 400 Prozent geben mußte. Die einzig mögliche Lösung des Knotens war der Bankrott, ein verzweifeltes Mittel, zu welchem man immer Zeit hat. In dieser Noth gab sich der Regent mit Leib und Seele in die Hände des Schotten, wie man sich ein Jahrhundert früher dem bösen Feind übergeben hätte.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des berühmten Systems zu geben, des größten, kühnsten und tollsten finanziellen Experiments, das eine Nation je gewagt hat. Wir können hier nicht die Extravaganzen der rue Quincampoix schildern, noch jene Art von Wunder, welches bewirkte, daß mehrere Monate hindurch die ganze Welt das Gold und Silber verachtete, noch jenen Wahnsinn, der eine Actie von 500 Livres auf 20,000 Livres trieb, um sie später wieder unter einem Louis fallen zu lassen, noch endlich das stupide Starren des Publikums nach der allgemeinen Revolution aller Vermögen. — Ein gewisser herkömmlicher Jorn verfolgt noch immer das Andenken Law's; es ist, als ob nach mehr als einem Jahrhundert die Seufzer seiner zahllosen Opfer noch immer ein Echo fänden. Doch wenn man sich über die individuellen Leidenschaften erhebt, so muß man eingestehen, daß das Erscheinen des kühnen Abenteurers nicht ohne einigen Vortheil für Frankreich war. Als er dem Regenten seine Dienste anbot, war die Lage so verzweifelt, daß die Geschicktesten keinen anderen Ausweg sahen, als einen offenen Bankrott oder eine Revolution in den Vermögens-Verhältnissen. Man fürchtete eine gefährliche Krise; dem Law'schen System hatte man es zu danken, daß der Bankrott und die Revolution wirklich vor sich gingen, aber unversehens, ohne daß Jemand etwas davon merkte, und im Hauch einer Art von Orgie, nach deren Ende Niemand ein Recht hatte, sich zu beklagen. Die Regierung sah sich von einem großen Theil der Last, die sie drückte, befreit; nachdem alle Kapitalien des Landes in Bewegung gesetzt worden, hatte die lange im Stocken begriffene Circulation wieder begonnen. Wie streng überdies auch der Richter seyn mag, es fehlt dem Angeklagten nicht an mildernden Umständen: diese sind seine redliche Absicht, seine Uneigennützigkeit. Er hätte Schätze bei Seite bringen können: er verschmähte es, selbst einen glücklichen Ausgang vorherzusehen. Als er vor dem öffentlichen Abscheu stehen mußte, verließ er dieses Land, wohin er ein bedeutendes Vermögen mitgebracht, mit 800 Louis d'or, dem Betrag einer unerwarteten Einzahlung, die er im Augenblick der Abreise erhielt. Er lebte nun noch neun Jahre in Venedig in einem Zustand der Dürftigkeit, der nur durch die günstigen Chancen des Spiels unterbrochen wurde.

Der Publizist interessiert uns hier mehr als der Staatsmann. Law war freilich nicht ein ökonomischer Schriftsteller im strengen Sinn des Wortes; man findet keinen jener Lehrer in ihm, die sich dem Publikum gegenüberstellen und die Feder ergreifen in der Absicht, eine Entdeckung zu popularisieren. Alle seine Schriften sind Aufsätze zur Vertheidigung der Operationen, die er beab-

sichtigt. Sie verrathen viel Geist und einen merkwürdigen Scharfsinn: gleichwohl enthalten sie theoretische Irrthümer, die in der Anwendung zu einer Katastrophe führen mußten. Law nahm ohne Einschränkung die Ideen an, die zu seiner Zeit in Bezug auf Handelspolitik herrschten. Unter dem Einfluß dieses merkantilischen Systems, das die Anhäufung der edeln Metalle zum Zweck hatte, glaubte er, daß eine Nation, eben so wie ein Privatmann, um so reicher ist, je mehr Geld sie besitzt; sein Irrthum war zu glauben, daß das bewegliche Kapital, das den Tausch erleichtern soll und das nur einen schwachen Theil des Reichthums einer Nation bildet, für sich allein das ganze Vermögen derselben ausmacht. Absolut hinstellen, wie man es oft, selbst seit Law, gethan hat, daß „jede Vermehrung des Geldes den Reichthum eines Landes erhöhe“, heißt ein sehr gefährliches Prinzip aufstellen. Die Zunahme des zirkulirenden Kapitals ist allerdings eine große Wohlthat für die zurückgebliebenen Völker, denen das Geld, das erste Werkzeug der Arbeit, fehlt; wenn bei diesen die Bewegung der Kapitalien beschleunigt wird, so scheinen alle früher daniederliegenden Unternehmungen wie durch Zauber ein neues Leben zu bekommen; die müßigen Arme finden leicht eine nützliche Beschäftigung; man bemerkt eine gewisse allgemeine Behaglichkeit, die sich besonders durch die Zunahme der Bevölkerung manifestirt. Wenn dagegen bei einem schon durch die Industrie reich gewordenen Volke eine plötzliche und übermäßige Vermehrung des Geldes eintritt, so kann daraus nur eine allen Interessen, und besonders denen der ärmeren Klasse, nachtheilige Verwirrung entstehen. Da die Sphäre der nützlichen Speculationen erschöpft ist, so wird das überschüssige Kapital sich um jeden Preis nutzbar zu machen suchen; es wird mit sich selbst konkurriren und durch seine Hülle an Werth verlieren. Eine rasche Vertheuerung aller Waaren wird das Gleichgewicht der Glücksgüter aufheben und den Handelsverkehr mit dem Ausland unmöglich machen.

Von einem solchen Extrem war man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts so weit entfernt, daß es schwer war, selbst theoretisch es vorherzusehen. Für die Administratoren war die Vermehrung des Geldes gerade das Problem, worauf Alles ankam. Wie konnte man dieses Ziel erreichen? Die früheren Finanzmänner glaubten, auf das Wort ihrer Lehrer, daß ein Geldstück nur ein repräsentatives Zeichen ist, ein Schein, an welchem das Bildniß des Fürsten die Unterschrift vorstellt und dessen Materie gleichgültig ist. Daher schmolzen sie das Geld um, um aus einem Stück zwei oder drei zu machen, oder, vielmehr, sie begnügten sich damit, die alten Stücke von neuem zu bezeichnen, um ihnen einen höheren Werth zu ertheilen. Law wußte sehr wohl, daß das Geldstück ein Schein sey, der in sich selbst seine Garantie trägt, das heißt, daß sein konventioneller Werth auf seinen inneren Werth als Metall begründet ist. Aber gerade weil Gold und Silber als Waaren den Schwankungen des Fallens und Steigens, der Seltenheit und des Ueberflusses unterworfen sind, so meinte Law, daß es vortheilhaft seyn würde, sie durch Papiergeld zu ersetzen. Das Papier, sagte er, unter guter Garantie und mit weiser Vorsicht ausgegeben, würde einen genau bestimmten Werth behalten und immer im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Landes stehen, bei der Leichtigkeit, die man haben würde, die Quantität desselben zu vermehren oder zu vermindern. Es blieb noch übrig, die Garantie des Papiergeldes aufzufinden. Das Streben derer, die heutzutage die unbeschränkte Ausdehnung des Credits verlangen, war schon Law's Traum. Er wollte die Werthe, die ihrer Natur nach von der Circulation ausgeschlossen sind, mobilisieren, indem er sie durch Scheine repräsentirte. In Schottland rieth er, dem Papier der Bank das Grundeigenthum zum Pfand zu geben; in Frankreich glaubte er einen hinreichenden Reserve-Fonds zu bilden mit dem eventuellen Ertrag der Auflagen und dem Gewinn, den man von den Unternehmungen der großen Seehandlungs-Compagnien erwartete. Diese Garantien würden für einfache Anweisungen auf den Platz, die nach gütlichem Uebereinkommen von Hand zu Hand gehen, wie Rentencoupons oder Handelsactien, hinreichen; sie verlieren ihre Haltung für Papiergeld, das einen bestimmten Werth und einen obligatorischen Cours hat. Wenn man will, daß das Papier die Stelle des Geldes vertritt, so muß man ihm eine sichere und unmittelbar zu realisirende Garantie anweisen. Wenn die Scheine der Bank von Frankreich dem Gelde vorgezogen werden, so geschieht dies, weil man weiß, daß die Kasse dieses Instituts, seine Waaren und sein Portefeuille einen disponiblen Werth ausmachen, der seine Zettel übersteigt. Wenn die Bank statt eines Metallschatzes einen zehnmal größeren Reichthum in Grundstücken besäße, so würde die Unsicherheit der Realisirung bald ihre Effekten herabdrücken. Was das Versprechen betrifft, die Masse des umlaufenden Geldes den Bedürfnissen des Handels anzupassen, so daß das Geld nie zu billig, noch zu theuer sey, so ist auch dies eine Täuschung. Abgesehen davon, daß es nicht leicht ist, die Bedürfnisse der Circulation zu beurtheilen, so giebt es doch offenbar nur ein Mittel, das überschüssige Papier aus den Händen des Publikums einzuziehen, indem man nämlich reelle Werthe dafür giebt. Nun begreifen wir nicht, wie dies geschehen soll, wenn das Gold und Silber keinen Cours mehr hätte, was Law's fixe Idee gewesen ist. Statt die Circulation des Papiers in Zeiten der Krisis zu beschränken, ist man vielmehr fast jedesmal genöthigt, seine Masse zu vermehren, um das Sinken desselben zu kompensiren. So mußte schon Law für mehr als 2½ Milliarden Bankscheine ausgeben, ohne die Actien der Compagnien, und eben so fabrizirte die Republik für 45 Milliarden Assignaten.

Law's Schicksal war in jeder Beziehung seltsam. Dieser Mann, der durch falsche und des Trugs verdächtige Operationen Frankreich einen Dienst geleistet, war als Publizist durch irrige Theorien der Wissenschaft nützlich. Für immer von allen Neuerungen und Experimenten zurückgeschreckt, vertieften sich die Staatsmänner systematisch in das Geleis der Routine und lebten bis zur Krisis von 1789 von einem Tag zum anderen von den traurigsten, finanziellen

Auskunftsmittele. Aber in der Elite des Publikums blieb die Aufmerksamkeit fortwährend auf die Phänomene des Kredits und auf die Wichtigkeit der kommerziellen Operationen gerichtet. Andererseits gab man die Idee einer sogenannten finanziellen Reform auch auf wissenschaftlichem Gebiete allmählig auf. Man sah ein, daß die Speculation, die am geeignetsten sey, Frankreich wahrhaft reich zu machen, die Ausbeutung der natürlichen Hülfquellen seines Bodens sey. So entstand die Schule der Physiokraten, welche zuerst die Wissenschaft der materiellen Interessen in ein System brachten und ihr den Namen politische oder National-Oekonomie gaben, der ihr seitdem geblieben ist.

England.

Fünfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffs.

Daß die philantropischen Bestrebungen der Engländer für Abschaffung des Sklavenhandels auch ihre Rehrseite haben, und die Lage derjenigen, um deren Wohl es sich dabei ausschließlich handelt, d. h. der Neger, oft noch dadurch verschlimmert wird, zeigt der kürzlich erschienene Bericht eines englischen Geistlichen über die Zustände auf einem von den Engländern im vorigen Frühling eingefangenen Sklavenschiff. Derselbe war Kaplan auf dem englischen Kreuzer und begleitete den englischen Offizier, welcher an Bord des Sklavenschiffs ging, um von demselben Besitz zu nehmen und für die brasilische Flagge die englische aufzuziehen. „Es war ein seltsames Schauspiel“, erzählt er, „das sich uns darbot. Das Verdeck war bedeckt mit nackten Negern, etwa 450 an der Zahl, in tumultuarischer Verwirrung; denn sie hatten sich unmittelbar vor unserer Ankunft gegen ihre Herren empört. Einmal von jeder Kontrolle befreit, war die hungrige Bande über Alles, was ihre Begierden befriedigen konnte, hergefallen. Die Einen hatten die Hände voll von dem Mehl der Maniokwurzel, Andere waren mit großen Stücken Schweine- und Rindfleisch bewaffnet, Einige endlich hatten sich aus dem Geflügel-Käfigen lebendiges Federvieh geholt, das sie ganz roh verschlangen. Einige tauchten Tücher, die an Bindfäden hingen, in die Wasserfässer, und Andere vergriffen sich auf dieselbe Weise an einer Tonne brasilianischen Rums. Ein Theil unserer Mannschaft, der zu diesem Haufen hinzukam, überfüllte vollends das Verdeck. Mitten in einem unbeschreiblichen Getöse, welches der Ausdruck wahnwitziger Freude war, unterschied man das Geräusch der Ketten, welche die Gefangenen vollends zerbrachen. Es scheint, daß diese Operation mit dem ersten Kanonenschuß, den wir gethan, begonnen hatte, und unsere Matrosen beeiferten sich, denen zu Hülfe zu kommen, die wir noch gefesselt vorfanden. Ihre Freude und Dankbarkeit gegen uns war nicht zu verkennen: sie warfen und wälzten sich auf dem Boden, so viel der Raum es ihnen erlaubte, um uns Füße und Kleider zu küssen, und als dann die Mannschaft des Sklavenschiffs ohne viele Umstände über Bord in das Boot gemorfen wurde, das sie als Gefangene nach der englischen Fregatte „Kleopatra“ führen sollte, da erscholl ein langer, einstimmiger Freudenschrei.“

„Man untersuchte nun die Zahl der Neger, die sich auf 447 belief, nämlich 189 Männer, die meist zwanzig Jahr alt waren, 43 Frauen und 213 Kinder; 25 darunter waren krank. Leider wurde der verständige Vorschlag des Capitains, 100 an Bord der „Kleopatra“ zu nehmen, nicht befolgt, weil man mit Unrecht vermuthete, daß die Kinderblattern unter ihnen grassirten.“

Nachdem von der Mannschaft des „Progresso“ (dies der Name des Sklavenschiffs), die aus 17 Personen, meist Portugiesen oder Brasilianern, bestand, zwei Spanier und ein Portugiese an Bord des „Progresso“ zurückgeschickt worden, um mit ihrer Erfahrung in Behandlung und Leitung der Neger den Engländern hülfreich zur Hand zu gehen, nahm das Schiff seinen Lauf nach dem Kap, wobei der Verfasser unseres Tagebuchs, Herr Hill, hauptsächlich als Dolmetscher zwischen den Spaniern und Engländern es begleitete.

„Während der ersten Nachtwache“, heißt es in unserem Tagebuch unterm 12. April (1843), „hatten wir ein ruhiges Meer; die befreiten Neger schliefen oder lagen ruhig ausgestreckt auf dem Verdeck. Ihre geschmeidigen Glieder verchlängen sich unter einander in einem außerordentlich engen Raum; man konnte beim Mondschein eher verworrene Haufen von Armen und Beinen, als menschliche Gestalten zu sehen glauben. Sie schienen jedoch ganz zufrieden mit ihrer Lage, und Alles ging gut von Statten, so gut als möglich, als eine schreckliche Veränderung eintrat. Um ein Uhr nach Mitternacht fing der Himmel an, sich mit Wolken zu überziehen, und es nahte ein Windstos. Die Matrosen, welche den Befehl bekamen, rasch die Segel zusammenzuziehen, konnten, durch die auf dem Verdeck ausgestreckten Negerhaufen behindert, dieses Manöver nicht leicht ausführen. „Man bringe die Neger in das Zwischendeck“, rief der Capitain, was sofort geschah. Aber die Luft war schwül und drückend; vierhundert Unglückliche, in einem Raum von 37 Fuß Länge, 21½ Breite und nur 3½ Höhe zusammengedrängt, mußten bald den Versuch machen, wieder auf das Verdeck zurückzukommen, um freie Luft zu schöpfen; nachdem man sie zurückgetrieben, wiederholten sie den Versuch; man mußte mit Gewalt die hinteren Luken verschließen und an den vorderen eine Art hölzernes Gitter besetzen. Nach dieser Deffnung hin, der einzigen, durch welche ihnen Luft zuströmen konnte, drängten sich nun die Neger: sie waren dem Erstickten nahe, vielleicht war es auch nur ein panischer Schrecken, was ihnen ihr Gefängnis unerträglich machte; aber indem sie sich auf das hölzerne Gitter stürzten, sperren sie gerade die Luft ab, nach der sie so begierig waren. Ueberall, wo sie einen anderen Ausgang zu bemerken glaubten, suchten sie sich Bahn zu machen, und Einigen gelang es in der That, sich durch Deffnungen

von vierzehn Zoll Länge und sechs Zoll Breite hindurch zu arbeiten. Ich kann das Geschrei, das man hörte, mit nichts auf der Welt vergleichen. „Mañana habra muchos muertos“, morgen wird es viele Tode geben“, sagte zu mir Antonio Bessel, der Spanier.

„Donnerstag den 13. April. Diese Vorhersagung des Spaniers hat sich auf eine schreckliche Art erfüllt. Man hat auf dem Zwischendeck vierundfünfzig entstellte Leichen gefunden, die man ins Meer warf. Einige waren schon vorher durch die Krankheit erschöpft, andere zerquetscht und blutig. Antonio sagte mir, man habe einige gefunden, die erwürgt waren, indem sie sich noch einander an der Gurgel hielten und die Zunge herausstreckten. Einer darunter war ganz zerdrückt, so daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe herausstraten. Die Meisten waren mit Füßen zertritten worden, die Schwächeren von den Stärkeren. Einige, die noch eine zitternde Bewegung verriethen, wurden auf das Verdeck niedergelegt und gaben daselbst ihren Geist auf, nachdem man vergebens versucht, sie ins Leben zurückzurufen, indem man sie mit salzigem Wasser besprengte und ihre Lippen mit etwas frischem Wasser befeuchtete. Die Anderen wurden nun aus ihrem nächtlichen Gefängnis befreit und bekamen Mehl, so wie ihre Ration Wasser, jeder eine halbe Pinte. Sie empfingen sie mit unglaublicher Gier; Einige knieten nieder, um ihres Gleichgewichts sicherer zu seyn, und aus Furcht, auch nur einen Tropfen von der Flüssigkeit zu verlieren, welche die schreckliche Trockenheit ihrer Kehle nach dem Geschrei der Nacht erfrischte. — Da des Abends ein reicher Regen fiel, so kehrten die meisten Neger von selbst in das Zwischendeck zurück, indem man die Luken offen ließ, um ihnen Luft zukommen zu lassen. Aber bald darauf kamen sie im Tumult wieder zurück, als die Matrosen, welche wieder die Ueberfüllung des Verdecks fürchteten, sie zurücktrieben; man war im Begriff, die Luken vor dieser schreienden, verworrenen Masse aufs neue zu schließen, kurz die Katastrophe der vorigen Nacht hätte sich wiederholt, wenn nicht der Lieutenant positive Befehle gegeben hätte. Antonio, den ich bei dieser zweiten Reise herbeirief, wandte sich mit einer Miene des Schreckens ab, indem er rief: „No soy capar de matarlos como anoche, ich bin nicht im Stande, sie wie die vorige Nacht zu tödten.“ Als ich ihm aber erklärte, was man von ihm verlange, so eilte er sofort, diejenigen, welche auf das Verdeck stiegen, in eine solche Lage bringen zu lassen, daß sie die Bewegung auf dem übrigen Verdeck nicht hemmen konnten.“

Obgleich nun die Scene der ersten Nacht nicht mehr wiederkehrte, so hörte doch damit die große Sterblichkeit der Neger während der ganzen Fahrt nicht auf. Es verging fast kein Tag, wo nicht wenigstens Einer, meist jedoch Mehrere, theils noch in Folge der Scenen der ersten Nacht, theils an Unmäßigkeit, vorzüglich aber an den schädlichen Wirkungen der Hitze und der engen Räume, in welche diese Massen sich zusammendrängen mußten, hinstarben. — Wie sehr ferner die Engländer genöthigt sind, nicht bloß die großmüthigen Befreier, sondern auch die strengen Zuchtmeister gegen ihre unglücklichen Schützlinge zu spielen, zeigen noch folgende Vorgänge: „Wir wurden eines Nachts durch ein ungewöhnliches Geräusch geweckt; man fand, daß dasselbe von sieben Negern herrührte, welche aus den unter dem Zwischendeck angebrachten Fässern Wasser stahlen. Um zu dem Wasser und zu den Borräthen zu gelangen, muß man täglich die langen Bretter, welche das falsche Verdeck der Sklaven bilden, aus ihrer Lage rücken; diese nächtlichen Plünderer aber müssen, um dieselben Bretter in die Höhe zu heben, Massen von menschlichen Wesen, die auf diesem falschen Verdeck aufgeschichtet liegen, derangiren: daß sie dabei ihre Kameraden verwunden oder verstümmeln, ist ihnen sehr gleichgültig. Ueberdies kann das Wasser in den Fässern nach der Berührung mit den schmutzigen Lumpen, welche die Neger hineintauchen, um des Wassers habhaft zu werden, natürlich nur Ekel erregen. Die kleinen Neger wehrten mit Eifer jede Theilnahme an diesem Raube von sich ab, indem sie in ihrer Sprache schriegen: „Ouichi ouichi no capean, die Kleinen stehlen nicht.“ Die Schuldigen erhielten funfzehn bis zwanzig Peitschenhiebe.“ Gleichwohl kehrte dieser Fall noch öfter wieder. Ein anderes Mal wurden die Schuldigen nicht bloß mit Hieben bestraft, sondern auch an Ketten gelegt, ehe sie in den unteren Schiffsraum zurückgeschickt wurden. „So“, sagt der Verfasser, „entspricht in dieser Welt das Ende nicht immer dem Anfang; wir hatten, als wir uns der Prise bemächtigten, damit angefangen, Ketten zu zerbrechen, und jetzt schmiedet man sie aufs neue und fügt noch Peitschenhiebe hinzu.“

„Als ich die beiden Spanier fragte, ob sie glaubten, daß man je den Sklavenhandel unterdrücken könne, schüttelte der Eine, Antonio, verneinend den Kopf. Der Andere meinte, daß die Unterdrückung des Handels in Brasilien wegen der Configuration der Küste, welche die Contrebande außerordentlich begünstigt, sehr schwer seyn würde, daß aber die Regierung viel könne, wenn sie nur ernstlich wolle. Dieser Mensch hatte viele Jahre hindurch den Handel mit Savanna getrieben; er erinnerte sich, daselbst an zwanzig Negerschiffe auf einmal vor Anker gesehen zu haben, und es vergingen wenig Tage, wo nicht zwei oder drei ankamen oder abgingen: jetzt kommt, in Folge der eifrigen Bemühungen des Gouverneurs, kein einziges mehr. Ach bis neun Schiffe, erzählt er, deren jedes wenigstens fünfhundert Neger tragen kann, holen jährlich eine Ladung in Quillimane (dies ist einer von den Haupt-Sklavenmärkten des östlichen Afrika). „Aber jetzt“, fügt er hinzu, „entkommt nicht ein einziges von ihnen; es ist ein verlorenes Gewerbe.“ In der That waren schon in den ersten Monaten des Jahres 1843 zwei Fahrzeuge von der „Lilie“ gefangen und eines an die Küste geworfen worden; der „Progresso“ ist die vierte Prise dieses Jahres. Doch soll einer von ihren Kollegen glücklicher gewesen und vor einigen Wochen an derselben Küste unseren Kreuzern entflücht seyn; der Gewinn, den er realisiren wird, wird wahrscheinlich hinreichen, den Verlust der vier anderen zu decken. Der Preis der Neger an der Ostküste Afrika's beträgt un-

gefähr 18 Dollars für die Herangewachsenen und zwölf für die Kleinen. In Rio Janeiro zählt man für die Männer 300,000 Reis oder 350 Thaler, für die Frauen 400,000 Reis oder 280 Thaler, für die Kinder 300,000 Reis oder 210 Thaler. Man wird finden, daß, wenn man den mittleren Preis nimmt, der Bruttogewinn, bei einer Ladung von 300 Negern, 129,000 Thaler übersteigt.

Kaufpreis für 300 Sklaven à 15 Dollars oder 21 Thaler . . . 10,500 Thlr.
Verkaufspreis in Rio à 280 Thaler 140,000
Differenz . . . 129,500 Thlr.

Der Sold der Mannschaft des „Progresso“ betrug 25,000 Reis oder 17 Thaler monatlich; überdies sollte, wenn die Reise glücklich von Statten ging, jeder Mann eine Gratification von 350 Thalern empfangen.

Am 1. Juni, nach einer Fahrt von fünfzig Tagen, erreichte das Schiff Simonsbay, nicht weit von der Kapstadt. Die Zahl der Neger hatte sich um 175 vermindert; so viele hatten während der Fahrt ihren Tod gefunden. Von den Ueberlebenden wurden die Stärksten, hundert an der Zahl, nach der Kapstadt gebracht, um daselbst ihre Lehrzeit zu bestehen und sich zu freien Arbeitern auszubilden. Sonst waren die Neger, welche von diesen Sklavenpreisen nach der Kapstadt kamen, für eine Zeit von sechs bis sieben Jahren als Diensthöten oder Feldarbeiter in die Lehre gegeben worden, wobei der Herr unter Anderem die Verpflichtung übernimmt, den Lehrling sorgfältig und so schnell als möglich im Christenthum unterrichten und taufen zu lassen und ihm dann den Besuch des Gottesdienstes nicht bloß zu erlauben, sondern auch ihn dazu aufzumuntern. Seit dem Januar 1843 hat die Lokalregierung bestimmt, daß die Neger unter zwanzig Jahren nur als häusliche Diensthöten verwandt werden oder zur Erlernung von Handwerken in die Lehre treten sollen, die männlichen und weiblichen Neger, die älter als zwanzig Jahre sind, sollen als Feldarbeiter nur für eine Lehrzeit von einem Jahre verpflichtet seyn. Die Pflanzler beklagen sich nun, daß der Zeitraum eines Jahres, für welchen man ihnen den herangewachsenen Neger anvertraut, zu kurz sey, als daß sie in seinen Diensten eine genügende Entschädigung finden könnten.

Die Resultate, die der Verfasser aus allem Vorigen zieht, sind folgende. „Ein Haupthinderniß, welches sich der Abschaffung des Negerhandels in den Weg stellt, ist die Straflosigkeit der damit beschäftigten Individuen. So lange dieselben keine Strafe zu fürchten haben, selbst in den Fällen, wo sie auf frischer That erfaßt werden, wird man dem Handel nie ein Ende machen. Die „Aseopatra“ nahm bald darauf einen zweiten brasilianischen Negerhändler gefangen, der aber noch keine Sklaven am Bord hatte. Der Capitain dieses Fahrzeugs dachte über die Idee, daß man ihn in Rio als Uebertreter des Gesetzes betrachte; er sagte, er würde, nachdem er sich eine Zeit lang auf dem Kap aufgehalten, wahrscheinlich nach Rio zurückkehren, um daselbst das Kommando eines anderen Negerschiffs zu übernehmen.

„Vor Allem also müssen energische Maßregeln zur Bestrafung dieser Individuen genommen werden. Dies erscheint um so dringender, wenn man bedenkt, daß bei dem gegenwärtig zur Anwendung kommenden Repressions-System die Leiden und die Sterblichkeit der Neger eher vermehrt als vermindert werden. Es ist klar, daß die Beschlagnahme eines Negerschiffs unter ähnlichen Umständen, als ich sie beschrieben, ein viel nachtheiligeres Ereigniß für die unglücklichen Neger als für den Menschenhändler ist. Die Unfälle, die am Bord des „Progresso“ nach unserer Besichtigung eintraten, würden gewiß nicht vorgekommen seyn, wenn die Ladung in den Händen der Käufer geblieben wäre. Diese haben nicht bloß das größte Interesse für die Erhaltung einer so kostbaren Ladung, sondern sie sind auch dazu am meisten geschickt, indem sie erstens mit der den Negern angemessensten Disziplin und körperlichen Behandlung vertraut sind, und sodann über den Bestand einer gelübten und zahlreichen Mannschaft verfügen. In allen diesen Beziehungen stehen die neuen Herren der Preise im größten Nachtheil. Oft kann ein Kreuzer nur eine sehr geringe Zahl von Leuten an Bord der Preise schicken, eine Zahl, die noch durch Krankheiten vermindert wird. So war unter der Mannschaft des „Progresso“ nicht ein Mann, der nicht krank ward.

„Es ist unzweifelhaft, daß das gegenwärtige System nur dazu dient, die Leiden der Schwarzen zu verschlimmern. Wir sind mit Recht stolz auf den Namen eines Wilberforce, dessen Beredsamkeit und Bemühungen es gelang, ganz Europa gegen die Gräuelt der Sklaverei zu empören; Andere machen ihm die Ehre, diesen schändlichen Handel vernichtet zu haben, streitig; aber die Wahrheit ist, daß der Handel in diesem Augenblick in einer noch gräßlicheren Weise getrieben wird, als zur Zeit des Wilberforce selbst, und das Blut seiner zahlreichen Opfer erhebt sich gegen uns, die wir, ohne es zu wollen, ihre Leiden verschlimmern.

„Doch so nothwendig auch die genannten Maßregeln zur Bestrafung der Individuen sind, welche sich dem Handel widmen, die Wurzel des Uebels, die Sklaverei selbst, liegt außer dem Bereich aller Strafbestimmungen; denn sie entspringt aus der sittlichen Verderbniß der afrikanischen Stämme. Auf einem großen Theil dieses Kontinents ist der charakteristische Zug des sozialen Lebens das Verhältniß absoluter Sklaverei, in welchem die Bevölkerungen zu ihren Herrschern stehen. Man verkauft und vertauscht die Sklaven in Afrika, wie in Europa Pferde und Hunde. Ich selbst war zugegen, wie ein Häuptling des Innern, der sonst dem Handel ganz fremd war, in Quillimane vier Schwarze seines Gefolges für eine schlechte Harmonika anbot. Die Aeltern verkaufen zuweilen ihre eigenen Kinder. Die Sklaverei würde in diesen Län-

dern fortbestehen, auch wenn man den Handel abschaffte; um ihr ein Ende zu machen, muß man die Keime der Civilisation unter diese wilden Stämme austreuen.“

Mannigfaltiges.

— Die französische Flotte. Die Schrift des Prinzen von Joinville, die unter dem Titel: Note sur l'état des forces navales de la France erschienen, ist zuerst vollständig in der Revue des deux Mondes abgedruckt worden. Diese Schrift, die ganz geeignet ist, eine große Veränderung in dem System zu bewirken, nach welchem bisher die französische Flotte dirigirt worden, ist eine direkte Beschwerde gegen das Ministerium der Marine, und der Prinz schließt sich damit gewissermaßen den Bestrebungen der Opposition an, d. h. der ehrenhaften Opposition, die wirklich das Beste des Landes und zugleich die Befestigung seiner glorreichsten Institutionen will. Der Prinz von Joinville, ein für sein Alter sehr erfahrener Seemann, der bereits die Flotten und die Meere aller Welttheile gesehen, nimmt keinen Anstand, dem französischen Nationalstolz zu erklären, daß die Flotte Frankreichs nicht bloß der von Großbritannien untergeordnet sey, sondern auch bei jedem mit England drohenden Kriege, gleich wie im J. 1840, nichts Besseres thun könne, als sich zu ihrer Sicherheit so eilig als möglich in die französischen Häfen zu begeben. Vor Allem ist es der Mangel einer wirksamen Dampfmarine, den der Prinz beklagt; während England 77 bewaffnete Dampfschiffe zähle, besitze Frankreich nur deren sechs, die im Stande seyen, den Kampf aufzunehmen; seit Jahren zwar habe die Kammer das Geld zu neuen Dampfkriegsschiffen bewilligt, dies sey jedoch immer zu anderen Zwecken, zur Herstellung prächtiger Berste, Zeughäuser und anderer ähnlicher, viel weniger nöthigen Dinge verwandt worden. Der Dampf scheint allerdings dazu bestimmt zu seyn, der Kriegführung, und zwar sowohl zu Lande als zur See, eine ganz andere Gestalt zu geben. Daß die Eisenbahnen auf die Bewegungen der Heere, auf die Bewaffnung und Verteidigung der Gränzen und Festungen einen wesentlichen Einfluß üben müssen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Noch wirksamer ist jedoch der Dampf zur See, wo er alle Hindernisse von Wind und Wetter zu besiegen vermag. Eine Dampfflotte bedarf weniger Seeleute, indem die Maschine die Arme der Matrosen ersetzt. Auf einer Dampfflotte können die Marinesoldaten durch das Landheer leicht unterstützt und zum Theil auch ersetzt werden, was für diejenigen Länder, die nicht, wie England, unerschöpflich an tüchtigen Seeleuten, gewiß ein außerordentlicher Vortheil ist und unter gehöriger Benützung von Seiten der Kontinentalmächte allerdings einmal dazu beitragen kann, den Engländern gegenüber eine Marine aufzustellen, die der ihrigen gefährlicher zu seyn vermag, als bisher alle vereinigten Flotten des übrigen Europa's.

— Eisenbahnen in Großbritannien. In den drei vereinigten Königreichen giebt es jetzt schon Eisenbahnen in einer Länge von 1907 engl. (425 deutschen) Meilen^{*)}, die, mit Einschluß ihrer Gebäude und Maschinen, ungefähr 60 Millionen Pfd. Sterl. (mehr als das Doppelte der preussischen Staatsschuld) gekostet haben. Von diesen 1907 Meilen befinden sich 1608 in England, 219 in Schottland und nur 80 in Irland. Um das Eisenbahnsystem der drei Länder zu vollenden, sind noch 2974 engl. Meilen herzustellen, und zwar 1833 in England, 210 in Schottland und 931 in Irland. Der Architekt Whishaw hat der Society of Arts ein neues System zur Erbauung von Eisenbahnen vorgelegt, wonach die bisher in Großbritannien ungemein hohen Baukosten (die englische Meile kostete durchschnittlich mit Einschluß des Betriebsmaterials zc. über 30,000 Pfd. Sterl., was auf die deutsche Meile 900,000 Thaler beträgt) um die Hälfte verringert werden können.

— Die erste spanische Eisenbahn. Diese soll von Barcelona nach der zunächst gelegenen catalonischen Hafenstadt Mattaro gebaut werden und wird eine Länge von ungefähr sechs deutschen Meilen haben. Ungeachtet der sehr gedrückten Lage, in welcher sich Barcelona seit dem letzten Aufstand befindet, seit welcher Zeit auch fast alle seine Fabriken stillstehen, da die Engländer den Bürgerkrieg zu benutzen wußten, um das Land — zuletzt noch über Alicante und Cartagena — mit ihren Waaren zu überschwemmen, so sind doch die nöthigen Actien sehr bald dort gezeichnet worden. Es scheint also, daß die jetzt in Mitteleuropa grassirende Eisenbahnactienwuth auch schon nach Barcelona ihren Weg gefunden. Ja, es soll uns wundern, ob nicht irgend ein Berliner Spekulant versuchen wird, auch von dieser Sorte eine Probe auf den hiesigen Markt zu bringen. Bestehen wir doch dergleichen schon aus Italien, Frankreich, Holland, Dänemark und Rußland — warum also nicht auch aus Spanien? Freilich haben wir noch Eisenbahnen genug im eigenen Lande zu bauen und es liegt uns doch wohl viel näher, etwa Stralsund, Danzig und Königsberg mit Berlin, als Hensburg mit Rendsburg, oder Paarlum mit Rotterdam verbunden zu sehen. Was geht diese Rücksicht jedoch den Eisenbahnpekulanten an? Er ist Kosmopolit, und wenn die Actien nur viel versprechen, so ist es ihm ganz gleich, in welcher Sprache und in welchem Lande das Versprochene nicht erfüllt wird. Pöffen wir jedoch, der günstige Zeitpunkt, der sich jetzt darbietet, werde zunächst dazu benützt werden, unser eigenes Eisenbahnnetz herzustellen; dies dürfte zugleich das beste Mittel seyn, zu verhindern, daß das Geld für fremde Bahnen aus dem Lande geht.

^{*)} Die Gesamtzahl der fertigen und befahrenen deutschen Eisenbahnen beträgt jetzt 255 Meilen.